

Oldenburger Universitätsreden

Nr. 7

**Helge Peters, Hans-Dietrich Raapke und Ilse
Mayer-Kulenkampff**

**Sozialpädagogik
im lebensgeschichtlichen
Rückblick**



**Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg
1987**

VORWORT

Der Fachbereich 1 Pädagogik der Universität Oldenburg nahm den 70. Geburtstag von Prof. em. Dr. Ilse Mayer-Kulenkampff zum Anlaß eines erziehungswissenschaftlichen Kolloquiums. Dem Lehr- und Forschungsschwerpunkt der Jubilarin entsprechend stand die Sozialpädagogik im Mittelpunkt des Kolloquiums.

Aus den Ansprachen und Vorträgen veröffentlichen wir den Hauptbeitrag von Helge Peters "Versuche, die Wiederentdeckung der `geistigen Mütterlichkeit` zu erklären", die Reflexionen von Hans-Dietrich Raapke nach einem Gespräch mit der Jubilarin sowie deren Gedanken zur Sozialpädagogik im lebensgeschichtlichen Rückblick.

Der Fachbereich 1 Pädagogik will mit dieser Veröffentlichung zugleich seinen Dank an Ilse Mayer-Kulenkampff für die langjährige und engagierte Mitarbeit in der Lehrer- und Diplompädagogenausbildung aussprechen.

Oldenburg, Mai 1987

Friedrich W. Busch

HELGE PETERS

*Versuche, die Wiederentdeckung der "geistigen Mütterlichkeit" zu erklären**

1.

Die Sozialpädagogik erinnert sich der großen Frauen ihrer Gründerzeit. Das eher linke "Jahrbuch der Sozialarbeit 4" widmet ihnen mehrere freundlich geschriebene Artikel von insgesamt fast 100 Seiten (vgl. Sachße/Tennstedt 1981). Methodenarchäologen wie C. Wolfgang Müller fördern alte Anleitungen zur Diagnose und Therapie zutage, die von Frauen geschrieben wurden (vgl. 1982). Zu Alice Salomon, der großen alten, längst verstorbenen Dame der Sozialarbeit, erschienen in den letzten Jahren drei neue Arbeiten. 1983 wurden ihre Lebenserinnerungen veröffentlicht - 35 Jahre nach ihrem Tod (vgl. 1983).

Warum dieses Interesse an den Pionierinnen der Sozialarbeit und an ihren Gedanken? Beobachter der sozialpädagogischen Diskussion muß diese Entwicklung überraschen. Keineswegs ist hier Kontinuität erkennbar. Was diese Frauen dachten und wollten, war jahrzehntelang fast vergessen - jedenfalls in der akademischen Diskussion. Makrosoziologisch orientierte Debatten bestimmten Tagungen und Literatur. Den Gedanken und Absichten jener Frauen - wenn sie denn zur Kenntnis genommen worden waren - galt bestenfalls ein Lächeln, häufiger Spott. Dies -

wie gesagt - ist heute anders! Warum? Was wollten diese Frauen und was macht sie heute attraktiv?

2.

Ziel dieser Frauen war es, die Wohlfahrtspflege am Konzept der von ihnen so genannten "geistigen" oder auch "seelischen" oder auch "sozialen Mütterlichkeit" zu orientieren. Das Konzept der "geistigen Mütterlichkeit" - ich verwende im folgenden nur diesen Begriff - beruht auf der Vorstellung, daß die Frauen wesentlich durch ihre Mütterlichkeit bestimmt seien und daß es Aufgabe der Frau sei, dieses Wesen jenseits der Familie im weiteren gesellschaftlichen Bereich zur Geltung zu bringen. Soziale Arbeit sollte "angewandte, auf die Welt übertragene Mütterlichkeit" sein, wie es bei Dora Peyser heißt (1958, S. 26).

Hinter dieser Vorstellung stand ein gewisser antirationalistischer Affekt. Pädagogische und soziale Arbeit ließen sich nicht mit Hand und Verstand allein bewältigen. Es bedürfe zu ihrem Erfolg vor allem des Einfühlungsvermögens, der Intuition, der liebevollen Hinwendung zum Hilfebedürftigen. "Wahre Hilfe kann der Mensch dem Menschen nur bringen, wenn fremde Not, wenn fremdes Leid für ihn zum eignen wird, wenn es ihm im Herzen brennt", schreibt Salomon (1926, S. 66). Die bessere Technik, die durchdachte Methode seien wichtig - aber doch nur in Händen derer, deren "Tun aus einem wachen Gewissen quillt" (ebd.). Ein gewisser antirationalistischer Affekt und - damit verbunden - eine deutliche Wissenschaftsskepsis sind unverkennbar. Wissenschaft gilt den Frauen allenfalls als Hilfsmittel. Sie sei zu schematisch und gewissermaßen nur an äußere

ren Merkmalen der Menschen interessiert. Die Nöte, mit denen es die Wohlfahrtspflege zu tun habe, innere, subjektiv empfundene, höchst individuelle Nöte, entzögen sich daher weithin wissenschaftlicher Analyse und wissenschaftlich fundierter Therapie.

Oberstes methodisches Prinzip - so fordert Salomon - müsse die Anerkennung der Einzigartigkeit eines jeden Falles sein. Diese Forderung ist objektivistisch und subjektivistisch zugleich. Es geht Salomon zunächst darum, daß die Sozialbeamtinnen "ihre eigenen Voreingenommenheiten als solche begreifen" (1926, S. 16), lernen, von ihrer Subjektivität abzusehen. Es geht ihr aber auch um die Anerkennung der Subjektivität des Adressaten, um das Akzeptieren seiner subjektiven Welt. Ihm wird ein eigenes Recht zugestanden. "Das Pochen auf die Einzigartigkeit eines jeden Menschen hatte - ein Moment von Widerstand", schreibt Monika Simmel (1981, S. 386) - von Widerstand gegen sozialadministrative und therapeutische Eingriffsroutinen. Freilich wollten die Frauen die Hilfsbedürftigen auch ändern. Das Akzeptieren ihrer Subjektivität hatte Grenzen. Diese Grenzen wurden durch die "Kulturaufgabe" gesetzt, die sich die Frauen stellten. Ihre Vorstellung war es, die Hilfsbedürftigen auf das von Frauen für wertvoll gehaltene bürgerliche Kulturniveau zu heben. "Geistige Mütterlichkeit" stellte sich also in den Dienst bürgerlichen Gemeinwohls.

3.

Der legitimatorische Zug dieses Konzepts "geistiger Mütterlichkeit" (das übrigens auch unter psychoanalytischer Perspektive analysiert werden könnte) ist natürlich nicht zu übersehen. Es handelt sich um ein

Konzept, mit dem die Frauen ihre Vorstellungen von Emanzipation durchsetzen wollten. Diese Vorstellungen wichen von denen der anglo-amerikanischen Frauenbewegung und erst recht von denen sozialistischer Frauen ab. Sie standen im Einklang mit konservativen und reaktionären Stimmungen, die im Bürgertum des Deutschen Reichs verbreitet waren. Diesen Stimmungen widersprach es, die glatte Gleichberechtigung zu fordern. So etwas wäre "Frauenrechtleri" gewesen. Die Frauen erkannten die Ungleichheit der Geschlechter an. Ihre argumentative Umwegkonstruktion bestand darin, gerade diese Ungleichheit zur Grundlage ihrer Agitation zu machen. Ihre Mütterlichkeit setze sie instand, Spezifisches zu leisten. "Es sei die besondere Kulturaufgabe der Frauen, die weiblichen Kräfte und Charaktereigenschaften für die gesamte Kultur zur Verfügung zu stellen", schreibt Thomas Olk (1986, S. 45). Nicht um Geschlechterkonkurrenz ging es programmatisch, sondern um das Reklamieren eines besonderen weiblichen, gleichwohl öffentlichen Handlungsbereichs - und zwar im Interesse des Allgemeinwohls.

"Geistige Mütterlichkeit" ist also auch eine wohl verpasste Ideologie, die im Einklang mit den spezifischen Interessen deutscher bürgerlicher Frauen stand. Und es ist gewiß nicht zufällig, daß sie sich gerade im Zuge wohlfahrtspflegerischer Programmdiskussionen entwickelte. Denn es bestanden Chancen für die Frauen, in der Wohlfahrtspflege Fuß zu fassen. Die Bismarck'sche Sozialgebung begann wirksam zu werden. Die herkömmliche Armenpflege büßte mehr und mehr an Funktionen ein. Armenpfleger waren bis zur Jahrhundertwende Männer gewesen, angesehene Bürger zumeist. Für

sie verlor eine politisch unwichtiger werdende Institution an Attraktivität. Sie zogen sich ganz gern zurück. Dies bot Chancen für Frauen, hier einzudringen - mit dem Verweis auf die "geistige Mütterlichkeit".

4.

Sie hatten pragmatische Erfolge und programmatische Mißerfolge. Als pragmatischen Erfolg wird man den Umstand bezeichnen können, daß mit der Propagierung der "geistigen Mütterlichkeit" die Verweiblichung der Sozialpädagogik begann. Es wurden "Soziale Frauenschulen" gegründet, Frauen strömten in die Wohlfahrtspflege, begannen sich zu organisieren. Der "Deutsche Verband der Sozialbeamtinnen" steigerte die Zahl seiner Mitglieder in der Zeit zwischen 1918 bis 1926 von 603 auf 3 434 (vgl. Olk 1986, S. 61).

Salomon fand an dieser Entwicklung nicht nur Gefallen. Keineswegs nämlich orientierten sich die in der Wohlfahrtspflege tätigen Frauen primär an den Vorstellungen ihrer Vordenkerin. Wohlfahrtspflege begann zum Beruf wie jeder andere zu werden. Den Frauen ging es mehr und mehr auch ums Geld. Soziale Umschichtungen hatten die Interessen der bürgerlichen Frauen verändert. Sie brauchten nicht mehr der Langeweile der höheren Tochter zu entfliehen. Vielmehr erwies sich für viele der Broterwerb als unumgänglich. "Geistige Mütterlichkeit" verkam zur Ausrede.

Salomon scheint diesen programmatischen Mißerfolg verarbeitet zu haben, indem sie ihr Programm - wie die Wohlfahrtspflegerinnen - vergaß, wenngleich auf sozusagen höherer Ebene. In seiner Rezension

der Lebenserinnerungen Salomons stellt Christoph Sachße enttäuscht fest: "Von alledem vermitteln Alice Salomons Lebenserinnerungen kaum eine Ahnung!" (1985, S. 28). Nichts mehr von "geistiger Mütterlichkeit", Kulturaufgabe der Frau, bürgerlicher Verantwortung. Stattdessen sonnt sie sich in einem abstrakten Ruhm. "Es bleibt das Bild einer ehrgeizigen Frau, die frühzeitig und klar erkannte, daß sich unter den gegebenen Zeitumständen das soziale Engagement für die Frauen und die Armen vortrefflich mit einer individuellen Karriere verbinden ließ", schreibt Sachße (ebd.). Gänzlich dem Karrieredenken entspricht denn auch der von Peyser wiedergegebene Satz Salomons: "Was ich auch aufgegriffen hätte, ich wäre immer an die Spitze gekommen" (1958, S. 117).

Der programmatische Mißerfolg hatte natürlich auch im engeren Sinne politische Gründe. Die Nationalsozialisten nötigten die Jüdin Salomon zur Emigration und hielten im übrigen ihr Programm nur teilweise geeignet für die Volkswohlfahrt. Wichtiger für das Wohlfahrtsprogramm war es jedoch, daß sich die Entwicklung, die sich schon in den 20er Jahren anbahnte, fortsetzte: Sozialarbeit war ein Beruf wie jeder andere geworden. Besonders deutlich wurde das allerdings erst nach dem Tod Salomons 1948. Professionalisierung war seit dieser Zeit das unbefragte Ziel der Sozialarbeit. Methoden wurden gefordert mit möglichst weitgehender, überwiegend psychoanalytischer Fundierung, der Traum vom freipraktizierenden Sozialarbeiter geträumt, der sich seinem "Klienten" mit professioneller Attitüde nähert, den sein Wissen in die Lage versetzt, hinter die Dinge zu sehen, dem Äußerungen und Merkmale des Klienten als "Sym-

ptome" gelten, die auf etwas anderes verweisen. Die Statusorientierung solcher Vorstellungen war offenkundig und wurde auf zahllosen Tagungen auch ziemlich deutlich zum Thema.

Dies änderte sich in den 70er Jahren. Makrosoziologische, überwiegend materialistische Ansätze dominierten die sozialpädagogische Diskussion. Sie widersprachen dem Programm "geistiger Mütterlichkeit" entschieden. Implizit freilich, denn kaum jemand nahm von diesem Programm noch Notiz. Einte die Professionalisierungsstrategien mit Salomon immerhin noch die individualisierende Attitüde, so war gerade sie jetzt der zentrale Gegenstand der Kritik. Sie muß hier wohl nicht ausgeführt werden.

5.

Die akademische Sozialpädagogik zeichnet sich durch eine gewisse Empfänglichkeit aus für Ergebnisse von zunächst außerhalb ihres organisationellen Rahmens stattfindende sozialwissenschaftliche Diskussionen. Diese Diskussionen haben nun in den letzten - sagen wir: zehn - Jahren eine subjektivistische Wende vollzogen. Interaktionismus und Ethnomethodologie bringen die subjektive Wirklichkeit der Handelnden zur Geltung, bemängeln, daß die bis dahin verbreiteten funktionalistischen und materialistischen Analysen über diese subjektive Wirklichkeit hinweggingen.

Die in die Wende einbezogene Sozialpädagogik versteht Not als subjektive Größe, die von den Betroffenen definiert wird. Es komme darauf an, die Notempfindungen und Hilfevorstellungen der Adressaten der Sozialarbeit im Rahmen von deren Plausibilitäten zu interpretieren und aufgrund solcher In-

terpretationen dann Bewältigungsstrategien zu entwickeln. "Situative Öffnung" und Alltagsorientierung der Sozialarbeit wären danach zu fordern, eine Orientierung an den Definitionen der handelnden Subjekte also. Die vorgeblich wissenschaftliche, meist psychologisierende Begrifflichkeit herkömmlicher Methoden verhindere das. Sie setze sich über die Alltagsdefinitionen der Adressaten hinweg. Notdefinitionen und Hilfevorstellungen der Interaktionspartner korrespondieren nicht mehr miteinander. Dies begründe beim Adressaten das Gefühl, ausgeliefert zu sein, beim Sozialarbeiter, ganz neue Nöte entdeckt zu haben. Die interaktionsnotwendige "Reziprozität der Perspektiven" bestehe nur zum Teil, der Klient werde interaktionsbehindert.

Kommunikationstheoretische Diskussionen bewirkten dann eine gesellschaftskritische Nuancierung dieser sozialpädagogischen Objektbereichsdeutungen: Gerade in unserer Zeit sei die Subjektivität bedroht. Handeln werde mehr und mehr von objektiven Mechanismen, durch Macht, Geld und Recht vor allem, gesteuert, immer weniger durch subjektive Plausibilitäten. Gesellschaftliche Integration werde immer mehr durch Systeme als durch Handlungen, subjektiv plausibles Tun also, erreicht. Zerstört werde auf diese Weise die "Lebenswelt" - dieser Begriff muß hier fallen -, eben jener Bereich unseres Lebens, in dem subjektiv plausibles Handeln möglich ist. Der Begriff "Lebenswelt" bewegt - wie kaum ein anderer - die akademische Sozialpädagogik. Und Einigkeit besteht in der Diagnose: "Die Lebenswelt ist in Gefahr, wird durch Systemzwänge erodiert". Industrialisierung, Großtechnologie, Arbeitsteilung und -spezialisierung "ziehen ... spezifische soziale Folgen nach sich in Form der Auflösung ganzheitlicher Le-

benszusammenhänge und deren stetige Ersetzung durch arbeitsteilige und spezialisierte soziale Berufe. Die Ausweitung von Professionalisierung und Bürokratisierung gehen dabei Hand in Hand und werden unter dem Aspekt einer **A u s t r o c k n u n g d e r L e b e n s w e l t** kritisiert", schreibt die Projektgruppe "Soziale Berufe" 1981 (S. 45). Klaus Peter Japp und Thomas Olk stellen - ebenfalls 1981 - ein Bedürfnis nach Lebensstilsuche fest, welches sie auch verursacht sehen in dem "Prozeß der Zerstörung überkommener Lebensformen und überlieferter Normalitätswürfe im Zuge der immer weiter reichenden Eingriffe der Sozialstaatsverwaltung **i n d i e L e b e n s w e l t d e r B e t r o f f e n e n**" (S.149). Siegfried Müller u.a. stellen 1983 eine Zerstörung der informellen Beziehungsnetze fest, "die sich wie ein Ring um die Familie legen". Die Familie werde daher unfähig, "**s o z i a l - i n t e g r a t i v e** Funktionen ... zu erfüllen" (S. 143). Helmut Richter erkennt - 1984 -, daß die beherrschende Konfliktlinie in spätkapitalistischen Gesellschaften nicht mehr zwischen 'Individuum' und 'Gesellschaft' und auch nicht zwischen Lohnarbeit und Kapital ..., sondern zwischen System und **L e b e n s - w e l t (e n)** verläuft" (S. 130), wobei er annimmt, daß jenes diese kolonialisiere (vgl. S. 123). Hans Gaengler und Thomas Rauschenbach stellen - ebenfalls 1984 - eine durch die Systementwicklung verursachte "gewaltsame" Ersetzung und Formalisierung von Handlungsformen fest, "die zur Sicherheit ihrer **l e b e n s w e l t l i c h e n** Funktionen ... auf Verständigung angewiesen sind" (S. 165 - Hervorhebungen vom Referenten).

Dies also charakterisiert die gegenwärtige akademische sozialpädagogische Diskussion: Das Geltenlassen

der Subjektivität der Adressaten und die Annahme der Gefährdung der Lebenswelt, die subjektiv plausibles Tun in überschaubaren informellen Beziehungsnetzen ermöglicht.

Ist das so, so wird die Wiederentdeckung der "geistigen Mütterlichkeit" verständlich. Denn wesentliche Elemente der gegenwärtigen Diskussion sind eben auch Elemente des Konzepts "geistiger Mütterlichkeit": Die Hochschätzung informeller Beziehungen, die Anerkennung der Subjektivität, die Wissenschafts- und Professionalisierungskritik, die Bürokratiekritik. Nicht daß die akademische Sozialpädagogik der "geistigen Mütterlichkeit" einfach huldigte. Niemand fordert sie glattweg. Dagegen spricht - abgesehen einmal von dem schwer verdaulichen Begriff - die heute nicht mehr akzeptable Emanzipationsprogrammatik, die hinter der "geistigen Mütterlichkeit" stand. Auch die mit ihr verbundene Hochschätzung bürgerlicher Kultur und der mit ihr verbundene partielle Objektivismus hindern daran, dieses Konzept einfach zu feiern. Wohl aber sind die Gemeinsamkeiten dieses Konzepts mit wichtigen Elementen der gegenwärtigen akademischen sozialpädagogischen Diskussion so groß, daß man sich der "geistigen Mütterlichkeit" wieder erinnert - in gewisser Schätzung und keineswegs mehr in der Absicht, gerechtfertigt lächeln oder spotten zu dürfen.

6.

Ist die Wiederentdeckung der "geistigen Mütterlichkeit" verständlich, so bleibt zu fragen, warum sich eine sozialpädagogische Diskussion entwickeln konnte, die solche Empfänglichkeit produziert. Die Annahme bloßer Kommunikation benachbarter

Wissenschaften befriedigt hier wohl nicht. Zu vermuten ist, daß beschreibbare gesellschaftliche Entwicklungen die sozialpädagogische Diskussion sensibel gemacht haben für die Individualität und Subjektivität der Adressaten und für deren Gefährdungen. Soweit ich sehe, lassen sich drei sozialwissenschaftliche Theorieansätze sinnvollerweise ins Verhältnis setzen zu dieser Vermutung:

1. die Kommunikationstheorie Jürgen Habermas',
2. neuere herrschaftstheoretische Überlegungen und
3. die Systemtheorie Niklas Luhmanns.

Ich will in gebotener Kürze versuchen, diese Verhältnisse dar- oder herzustellen. Das wird nicht ohne Grobheiten abgehen. Die Kommunikationstheorie Habermas' erwähne ich als erste, weil sie das Thema "Erosion der Lebenswelt" direkt behandelt und damit unmittelbar eingegangen ist in die sozialpädagogische Diskussion.

Habermas vertritt die These, daß sich System und Lebenswelt entkoppelt hätten, der gesellschaftliche Bereich also, der durch Macht, Geld und Recht gesteuert werde, von dem gesellschaftlichen Bereich, der an Verständigung orientiert sei, durch subjektiv plausibles Handeln gesteuert werde. Dieser These zufolge führt das Wachstum des ökonomisch-administrativen Komplexes - insbesondere über das Eindringen rechtlicher Regelungen in den verständigungsorientierten Handlungsbereich - zur Erosion der Lebenswelt (vgl. S. 522 ff.). Dies werde als "Kolonialisierung der Lebenswelt" empfunden und treibe große Teile der Bevölkerung, jene, die dem "produktivistischen Leistungskern" ferner stünden und von diesen Entwicklungen stärker betroffen

seien, zu Protesten, die auf den Erhalt der Lebenswelt zielten.

Diese These hat in der stets krisentheorie-empfindlichen akademischen Sozialpädagogik verfangen.

Mich überzeugt sie nicht. Natürlich ist die Entkopplungsthese nicht zu bezweifeln. Sie ist in unterschiedlicher Begrifflichkeit Thema der Soziologie seit über 100 Jahren. Aber das sagt ja auch, daß dies ein alter Befund ist. Ich sehe daher auch nicht, warum die Entkopplung von System und Lebenswelt gerade in unserer Zeit Reaktionen zur Verteidigung der Lebenswelt dringlich mache oder gar erzwänge - was selbstverständlich nichts gegen das Programm sagt.

Plausibler erscheinen mir dagegen zunächst neuere herrschaftstheoretische Thesen, wie sie von Renate Mayntz und insbesondere Hans Haferkamp formuliert worden sind. Sie behaupten einen generellen Abbau von Herrschaft in modernen Gesellschaften. Dem entspricht die Alltagsevidenz: Die Chance, für Befehle Gehorsam zu finden, haben Direktoren den Angestellten gegenüber, Männer den Frauen gegenüber, Professoren den Assistenten und Studenten gegenüber weniger als etwa vor 20 Jahren. Herrschaft, schreibt Mayntz, äußert sich heute in "Bitten, Aufforderungen, Anregungen und Ratschlägen" (1978, S. 113).

Dieser Befund läßt sich ziemlich mühelos als Individualisierungsphänomen und als Bedingung der Anerkennung der Subjektivität der Beherrschten interpretieren. Abbau von Herrschaft besagt ja, den Gehorsam eher verweigern zu können, individuellen Bedürfnissen und subjektiven Plausibilitäten folgen zu können. Haferkamps Erklärungen dieses Befun-

des sind allerdings für unsere Zwecke wenig geeignet. Seine zentrale These ist, daß die industrielle Arbeitsteilung die soziale Bedeutung des einzelnen gestärkt und zu Herrschaftseinbußen der Herrschenden geführt habe. "Wo Untergebene über besondere Fähigkeiten oder besonderes Wissen ... verfügen, die zur Aufgabenerfüllung unbedingt erforderlich sind, da sind die Inhaber von Leitungspositionen selbst abhängig", schreibt Haferkamp (1983, S. 257)

Diese These leuchtet zwar ein. Zu bedenken ist aber, daß unsere erklärungsbedürftigen Befunde - die Wiederentdeckung der "geistigen Mütterlichkeit" und die damit in Zusammenhang gebrachte Anerkennung der Individualität und Subjektivität der Adressaten der Sozialarbeit - Phänomene der 70er und 80er Jahre dieses Jahrhunderts sind. Es ist nicht erkennbar, daß die industrielle Arbeitsteilung in dieser Zeit dramatisch zugenommen hätte. Sie mag zur Individualisierungsentwicklung beigetragen haben, ist aber gewiß nicht die entscheidende unabhängige Variable.

Auch die neuere, insbesondere die Luhmann'sche Systemtheorie glaubt, in modernen Gesellschaften ein höheres Maß an individueller Freiheit, an Autonomie und Subjektivitätsanerkennung feststellen zu können als in archaischen und traditionellen Gesellschaften.

Dieses höhere Maß an - wie ich abgekürzt sage - individueller Freiheit ergibt sich unter systemtheoretischer Perspektive - Olk, dem ich hier zu folgen versuche, hat das in einer breit angelegten systemtheoretischen Analyse der Sozialarbeit gezeigt (1985) - letztlich aus der Ausdifferenzierung funktionspezifischer Teilsysteme. Die mit dieser Ausdif-

ferenzierung einhergehende oder auch erst entstehende gesellschaftliche Integrationsproblematik sieht die Systemtheorie gelöst durch die Funktionalität der Teilsysteme füreinander. Ein System ist auf alle anderen angewiesen, diese auf jenes. Für Individuen, die in solchen Gesellschaften leben, ergibt sich aus dieser Sicht - in idealtypischer Formulierung zweierlei: Sie werden erstens einzigartig und freier, weil die "Ausdifferenzierung funktionsspezifischer Teilsysteme und die hieran anknüpfende Differenzierung von Rollen ... individuelle Rekombinationsmöglichkeiten (eröffnet), die der je individuellen Präferenzstruktur verleihen", schreibt Olk (1985, S. 78). Das heißt: Die Individuen werden freier in der Wahl ihrer Rollen. Sie werden aber auch freier, weil in so differenzierten Sozialstrukturen die Erwartungen an das Handeln einzelner abstrakter werden, für den flexiblen Umgang mit diesen Erwartungen in einzelnen Situationen also mehr Raum lassen. Dies erlaubt eher als die Vorgabe von askriptiven Rollen die Orientierung an subjektiven Plausibilitäten. Der funktionalistischen Betrachtungsweise der Systemtheorie entspricht es aber, daß diese Freiheit als systemfunktionale Freiheit zu verstehen ist. Sie ist funktional notwendig. Nehmen die Individuen ihre Freiheit zur Rollenwahl und zum flexiblen Umgang mit Handlungserwartungen nicht wahr, werden die Interdependenzbeziehungen zwischen den sozialen Systemen gestört. Trotz größerer individueller Freiheit ist das Individuum eingebunden in gesamtgesellschaftliche Systeme und das heißt eben zweitens: Das Individuum ist gesamtgesellschaftlich wichtiger als in archaischen und traditionellen Gesellschaften mit nicht oder wenig ausgebildeter Ausdifferenzierung von

Teilsystemen. Es gibt daher - so sieht es die Systemtheorie - systemische Vorkehrungen, die sicherstellen sollen, daß sich die Menschen bei ihren Kommunikationen an systemverträglichen Dimensionen orientieren. Dies sind die sogenannten symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien. Als solche gelten z. B. für das Teilsystem Wissenschaft die Kriterien, die darüber entscheiden, ob eine Aussage wahr oder falsch ist, im Teilsystem Wirtschaft haben sich "alle Transaktionen des Kommunikationsmediums Geld zu bedienen" (Olk 1985, S. 68), im Teilsystem Recht müssen alle Erwartungen als Rechtsansprüche formuliert werden usw. (vgl. Olk 1985, S. 68).

Auch diese These scheint mir unsere Befunde nicht erklären zu können. Wenn unsere Zuordnung der Wiederentdeckung der "geistigen Mütterlichkeit" zu jenen Phänomenen der Anerkennung von Individualität und Subjektivität richtig ist, so ist zu bedenken, daß diese Phänomene oft Formen annehmen, die schwerlich als systemfunktional zu interpretieren sind. In seinem Aufsatz "Jenseits von Stand und Klasse?" hat Ulrich Beck sehr eindringlich diese Formen der Individualisierung beschrieben. U. a. stellt er die Verbreitung eines - wie er es nennt - "politischen Privatismus" fest, den er so beschreibt: "Ein intern konsequentes, extern anstößiges Überdehnen der historisch entstandenen, privaten Freiräume über die in ihnen enthaltenen sozialen und rechtlichen Grenzlinien hinaus und ein Erprobungsverhalten neuer Sozialbeziehungen und Lebensformen um kulturelle Nervenpunkte des 'Erlaubt-Verbotenen' - mit allen daraus erwachsenden politischen Aufschaukelungseffekten ... bis hin zur

Spaltung in Kultur und Gegenkultur, in Gesellschaft und 'Alternativ'-Gesellschaft" (1983, S. 51).

Wer erkennt in solchen, dem wachen Alltagsbewußtsein ja auch unmittelbar zugänglichen Entwicklungen Systemfunktionalität? Zwar behauptet die Systemtheorie nicht, daß alles menschliche Tun systemfunktional sei. Individualisierung erhöhe auch die Dissenzchancen und stelle daher - wegen der Interdependenz der Systeme - stets ein gesamtgesellschaftliches Problem dar. Gesellschaften mit funktional ausdifferenzierten Teilsystemen bildeten daher Institutionen und Instanzen sozialer Kontrolle aus, deren Aufgabe es sei, den mit der Verwirklichung der Dissenzchancen entstehenden Probleme, die als Devianz bezeichnet werden, die systemdestruktive Potenz zu nehmen. Wie aber, wenn sich Gegenkulturen und Alternativ-Gesellschaften immer weniger an symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien wie Geld und Recht orientieren und dies auch zugelassen wird?

Man muß nach allem wohl sagen: Unsere Befunde sind weder mit der Annahme der Entkoppelung von System und Lebenswelt, noch als Protest gegen diese Entkoppelung, noch mit neueren herrschaftstheoretischen Überlegungen, noch mit der funktionalistischen Systemtheorie so recht zu erklären.

7.

Beck glaubt in seinem schon erwähnten Aufsatz zeigen zu können, daß Individualisierungsbewegungen moderne Gesellschaften so nachdrücklich beeinflussen, daß Begriffe wie Klasse und Stand (im Sinne Max Webers) ihre Eignung für eine Gesellschaftsanalyse eingebüßt haben. Mobilitätsvorgänge und

sozialrechtliche Sicherungen hätten zu einem Wegschmelzen sozial-moralischer Milieus geführt (vgl. 1983, S. 49).

Damit nun habe sich eine "reale Chance der Veränderung und Selbstgestaltung von Lebensbedingungen der Menschen" eröffnet (1983, S. 66). Möglich werde so, "sich ein Stück eignes Leben" zu erhalten und zu schaffen (vgl. 1983, S. 42).

Dies ist nun weniger eine soziologische Theorie, eher eine Beschreibung. Folgt man ihr, so wäre die Tendenz zur Anerkennung der Subjektivität und Individualität, so wäre die Wiederentdeckung der "geistigen Mütterlichkeit" Ausdruck davon, daß die sozialstrukturell gegebenen Chancen auch wahrgenommen werden. Dies ist nach Beck allerdings nur unter der Bedingung "relativer Prosperität und sozialer Sicherheit" zu erwarten (1983, S. 41). Ist das so, so wäre einer Sozialarbeit, die sich der Wiederentdeckung der "geistigen Mütterlichkeit" auch erfreuen möchte, zu raten, wieder entschieden auf soziale Sicherheit zu drängen, auf Koppelung der Sozialhilferegelsätze an Warenkorbrechnungen etwa oder auf Grundrenten durchaus mit den damit verbundenen Verrechtlichungen. Zu drängen wäre also auf die Institutionalisierung der sozialen Sicherheit, der materiellen Versorgungsbasis. Sie ermöglicht - hier wird man Beck wohl zustimmen müssen - Individualität und Anerkennung von Subjektivität. Es ist gerade in Zeiten von rechts und links kommender Verdächtigungen herkömmlicher Sozialpolitik nichts mehr zu fordern als materielle Sicherheit.

* Eingegangen in diesen Vortrag sind Gedanken, die der Referent anlässlich des 10. Kongresses der DGfE 1986 in Heidelberg vorgetragen hat.

Literatur:

- BECK, U., (1983) Jenseits von Stand und Klasse?
In: Kreckel, R. (Hg.), Soziale Ungleichheiten,
Sonderband der Sozialen Welt
- GAENGLER, H./RAUSCHENBACH, TH., (1984)
Halbierte Verständigung. Sozialpädagogik zwi-
schen Kolonialisierung und Mediatisierung le-
bensweltlichen Eigensinns. In: Müller, S./Otto,
H.-U. (Hg.), Verstehen oder Kolonialisieren?
Bielefeld
- HABERMAS, J., (1981) Theorie des kommunikativen
Handelns, Frankfurt
- HAFERKAMP, H., (1983) Soziologie der Herr-
schaft, Opladen
- JAPP, K. P./OLK, Th., (1981) Identitätswandel und
soziale Dienste, In: Soziale Welt, Heft 2, S.
- LUHMANN, N., (1985) Soziale Systeme, Frankfurt
- MAYNTZ, R., (1978) Soziologie der öffentlichen
Verwaltung, Karlsruhe
- MÜLLER, S./OLK, Th./OTTO, H. U., (1983)
Kommunale Sozialarbeitspolitik. In: Peters, F.
(Hg.), Gemeinwesenarbeit im Kontext lokaler
Sozialpolitik, Bielefeld
- MÜLLER, S./OTTO, H. U. (Hg.), (1984) Verstehen
oder Kolonialisieren? Bielefeld
- OLK, Th., (1985) Sozialarbeit als Dienstleistung
(Dissertation), Bielefeld

- DERS., (1986) Abschied vom Experten, Weinheim
und München
- PEYSER, D., (1958) Alice Salomon. Ein Lebensbild.
In: Alice Salomon - Die Begründerin des sozia-
len Frauenberufs in Deutschland, Köln
- PROJEKTGRUPPE "SOZIALE BERUFE", (1981)
Strukturen der sozialen Arbeit und Konse-
quenzen für die Ausbildung - Empfehlungen.
In: Projektgruppe "Soziale Berufe" (Hg.)
Sozialarbeit: Ausbildung und Qualifikation,
Expertisen I, München
- RICHTER, H., (1984) Verstehen oder Kolonialisie-
ren? Eine falsche Alternative. In: Müller,
S./Otto, H. U. (Hg.), a.a.O.
- SACHSE, C., (1985) Sozialreform als Emanzipation.
In: Sozialwissenschaftliche Literaturreisung,
Bd. 11, S. 25-34
- DERS./TENNSTEDT, f. (Hg.), (1981) Jahrbuch der
Sozialarbeit 4, Reinbek
- SALOMON, A., (1926) Soziale Diagnose, Berlin
- DIES., (1983) Charakter ist Schicksal. Lebenserinne-
rungen. Hg. von R. Baron/R. Landwehr
- SIMMEL, M., (1985) Alice Salomon. Vom Dienst
der bürgerlichen Tochter am Volksganzen. In:
Sachse, C./Tennstedt, F., a.a.O.

HANS-DIETRICH RAAPKE

Im Gespräch mit Ilse Mayer-Kulenkampff

Hätten nicht fast 20 Jahre kollegialer Nachbarschaft und etliche Jahre Zimmernachbarschaft in der Hochschule reichen müssen, um ein knappes Lebensbild von ihr zeichnen zu können, zu wissen, wer Ilse Mayer-Kulenkampff ist? Nein, diese Jahre haben nicht gereicht; ich habe mich deshalb bei Frau Mayer-Kulenkampff zu einem Gespräch angemeldet, und aus dem Besuch bei der gar nicht alten Dame wurde ein ungemein lebendiger Abend des Fragens und Erzählens, bei dem sich mir ein sehr individuell akzentuiertes Kapitel zu dem großen Thema Pädagogik und Politik entblätterte.

Wer also ist Ilse Mayer-Kulenkampff? Als sie 1967 nach Oldenburg an die Pädagogische Hochschule kam, stand sie im Alter ziemlich genau in der Mitte zwischen unseren älteren und der Gruppe der jüngeren Kolleginnen und Kollegen. Was sie mitbrachte, war spürbar kluge Weltläufigkeit, unkonventionelle Eleganz und Erfahrung - aus einer anderen Welt. Sie übernahm eine Aufgabe, die nicht zur konventionellen Lehrerbildung gehörte; und mit der Sozialpädagogik entwickelte sie vor allem deren Kernstück, das Sozialpraktikum. Dieses Sozialpraktikum war damals auf dem Weg der Studenten a u s der Schule d u r c h die Hochschule i n die Schule die einzige institutionell vorgegebene Station für

einen Blick ins Leben außerhalb der Schule. Ilse Mayer-Kulenkampff hat aus diesem Sozialpraktikum eine wichtige Institution in der Lehrerbildung gemacht. Sie habe das Praktikum in das Studium integriert, sagt sie selbst, sie hat außerdem mit dem Praktikum einen besonderen Akzent des Studiums gesetzt, sage ich; und das hat noch eine ganze Weile fortgewirkt in den Diplom-Studiengang mit der Studienrichtung Sozialpädagogik/Sozialarbeit.

Woher dieser Hauch von faszinierender Andersartigkeit, diese um ein Geringes andere Lebensluft als bei den professionell gestandenen Leuten der Lehrerbildung? Dazu muß der Kreis weiter gezogen werden.

Nach Schuljahren in Freiburg im Breisgau und Halle an der Saale ist Ilse Mayer-Kulenkampff 1931/32 auf die Ursprungsschule in Württemberg gegangen, ein evangelisches Landerziehungsheim auf der Schwäbischen Alb, eine Schule übrigens, zu deren Kuratorium sie heute gehört. Nur zwei Jahre lang hat sie dann noch in Berlin ein reguläres Gymnasium besucht und dort 1934 das Abitur gemacht. Mit ihrer Mutter hat sie übrigens damals ganz in der Nähe des Sportpalastes gewohnt und - wie sie sagt - sei das ein sehr nachdrücklicher Anschauungsunterricht über die Nationalsozialisten gewesen.

1934 ging sie zum freiwilligen Arbeitsdienst in Pommern, wobei es über die Rolle gerade dieses freiwilligen Arbeitsdienstes innerhalb oder am Rande der Nazi-Szene noch manche offene Frage gibt. Studieren wollte Ilse Mayer-Kulenkampff dann Geschichte und Sozialpädagogik, aber mit einem offenbar kurzen Entschluß hat sie in Heidelberg mit dem Studium der evangelischen Theologie (als Volltheologin) begonnen. Drei Semester danach hat sie Deutsch und Ge-

schichte dazugenommen und damit Fakultät und Berufsziel gewechselt.

Studienorte: Heidelberg, Tübingen, Königsberg und vor allem Göttingen, dort fünfeinhalb Jahre. In Göttingen hat sie bei der Professoren-Witwe Kluckhohn in der Herzberger Landstraße 75 für 15 Mark gewohnt mit einem großen Dachboden noch dabei. In der Herzberger Landstraße 25 war dann später die Pädagogische Hochschule Göttingen.

1943 - mitten im Krieg, im Jahr von Stalingrad - promovierte Ilse Mayer-Kulenkampff über "Luther in der Geschichtsschreibung Rankes".

Was hat den großen Ranke, der später in sechs Bänden die "Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" schrieb, 1817 im Alter von 21 Jahren in einem ersten fragmentarischen Versuch zu Luther hingezogen? Was unterscheidet Rankes, des protestantischen Historikers, Gottesverhältnis - "jede Epoche ist unmittelbar zu Gott" - von dem verborgenen und geoffenbarten Gott Luthers? Das ist Ilse Mayer-Kulenkampffs Thema gewesen. Aber was hat sie zu eben diesem Fragment des jungen Ranke über Luther hingezogen? Über die Biographie, über das beschreibende Umgehen mit dem Leben eines anderen Menschen steht viel bei Ilse Mayer-Kulenkampff, und vieles davon hat sie eben bei Ranke gelernt, und dabei die Probe auf ihn und auf sich selbst gemacht. Ich widerstehe der Versuchung, dem weiter nachzugehen.

Die nächste Probe kam gleich nach der Promotion. Wieder ging sie in die Urspringschule, nun als Lehrerin für Deutsch und Geschichte. Praxisschock hat sie das nicht genannt, was sie dort erlebt hat, aber so ganz leicht ist es auch wohl nicht gewesen, außerdem so ganz ohne eine professionelle Lehrerausbildung.

Weitere Stationen: 1946 kam Ilse Mayer-Kulenkampff als Lehrerin nach Westberlin, ihr Schulrat war Paul Oestreich, der bekannte "entschiedene Schulreformer". 1948 bekam sie - für die damalige Zeit ganz ungewöhnlich - ein Stipendium für ein Studium in den USA. Studiert hat sie Gruppenpädagogik, Erwachsenenbildung und soziale Einrichtungen, vor allem bei den Quäkern.

Ein Schlüsselerlebnis sei gewesen - sagt sie - ein internationales politisches Seminar mit Studenten aus aller Welt, unter ihnen vier, die aus dem Konzentrationslager kamen; und dazwischen sie als einzige Deutsche.

Dann war Ilse Mayer-Kulenkampff gut zwei Jahre von 1949 bis 1952 im Haus Schwalbach als Dozentin, als teamerin würde man heute sagen. Das Besondere dieses "Heims für Volksbildung und Jugendpflege" war die Gruppenpädagogik. Magda Kelber, die damals sehr bekannte Leiterin, hat das so formuliert: "Uns kommt es nicht so sehr auf das 'Was' an als auf das 'Wie' überhaupt". Ich erinnere mich noch genau, wie wir damals in Göttingen in dem Gefühl, an der Quelle der geisteswissenschaftlichen Pädagogik zu sitzen, belächelt und verspottet haben, was im Haus Schwalbach getan wurde: Die Form, die Methode vor den Inhalt zu rücken, das sei wie Trockenschwimmen oder Reiten auf dem Holzpferd. Das seien wohl alles amerikanische Albernheiten, denn der Inhalt sei das erste, dem sich die Form zu fügen habe. Wie waren wir eingebildet und unserer Sache so sicher. Heute ist dies zum Glück kein Problem mehr.

Ab 1952 war Ilse Mayer-Kulenkampff in Bremen, drei Jahre in einem Nachbarschaftshaus, dann in ähnlichen Einrichtungen in Nürnberg und Wuppertal, dazu kam auch ein selbstbewilligtes Sabbatjahr. Und dann wurde sie zum ersten

Mal für zehn Jahre seßhaft als Pädagogische Mitarbeiterin und Stellvertreterin der Leiterin Hede Rompel an der Volkshochschule Kassel, zuerst allerdings auf einer Drittel-Stelle.

In Kassel begegnete sie Willy Strzelewicz in einem seiner Göttinger Seminarurse, mit Wolfgang Schulenberg und mir kreuzten sich die Wege in Mariaspring bei Göttingen, mit Klaus Senzky in Falkenstein.

Oldenburg tauchte dann in Ilse Mayer-Kulenkampffs Biographie auf als das Oldenburg bei Wilhelmshaven, und das ist auch ganz verständlich, denn Wilhelmshaven war damals der so viel bekanntere Hochschulstandort dieser Region.

1967 kam sie zu uns nach Oldenburg, und hier ist sie heimisch geworden. Natürlich reist sie weiterhin gern und viel, aber der feste geographische Punkt heißt Oldenburg, und das wissen viele sehr zu schätzen, Kollegen und die Kolleginnen vielleicht erst recht.

Studenten erzählen nicht oft über Kollegen. Sie haben aber oft über Ilse Mayer-Kulenkampff gesprochen. Das allein ist bemerkenswert. Und was sie sagten, ist es erst recht: Verehrung sprach daraus, Vertrauen vor allem, sicher zu sein, was man von ihr erwarten kann - nämlich Gerechtigkeit und Sicherheit im Urteil und dazu die große Kenntnis der Wissenschaftlerin, ohne akademische Schnörkel; sie verkörpert ihre Wissenschaft in ihrem Beruf und zelebriert sie nicht.

Im übrigen - wer über Ilse Mayer-Kulenkampff etwas sagt, kann dreierlei nicht unerwähnt lassen: Ihr herzliches Lachen, ihre unverwechselbare Art, Briefe zu schreiben und ihr Fahrrad mit den Packtaschen.

Vor zehn Jahren, um den 60. Geburtstag herum, haben wir ausführlicher über den Lebensabschnitt gesprochen, der damals vor ihr lag und auf den sie heute zurückblickt. Der Abschied vom Beruf stand bevor, und das war nicht leicht. Aber noch war sie ganz aktiv im Beruf. Neben allem, was den Hochschulalltag ausmacht, hat sie zusammen mit Enno Fooken und Hans-Joachim Fischer sowie den Kolleginnen und Kollegen, vor allem der Gesamtschulen in Bremen, das Projekt der Schulsozialarbeit vorangetrieben. Pädagogik und Politik flossen nun in einer Synthese zusammen. Es war kommunal-politische Feinarbeit zu leisten. Zusammenarbeit ganz verschiedener Berufe zu koordinieren, und daraus entstanden neue Anstöße für die Sozialpädagogik, deren politische Seite dabei dann zugleich hervortrat.

In diesem Jahrzehnt hat sich für Ilse Mayer-Kulenkampff die Politik, die auch vorher immer ein Teil ihres Lebens war, aber zumeist von der Pädagogik überdeckt wurde, deutlicher herausgeschält. Am augenfälligsten wird das jetzt in der Vorstandsarbeit im Ortsverein der SPD.

Unermüdlich leistet sie politische Überzeugungsarbeit. Ein Beispiel mag für das Viele stehen: Im "ZEIT-Magazin" vom Dezember 1983 gibt es ein großes Foto mit drei jungen Mädchen und Ilse Mayer-Kulenkampff, aufgenommen bei einer Friedensdemonstration in Hamburg. "Politiker müssen hören, was wir fühlen" lautet die Bildunterschrift. Ich denke, daß dies ein Bild von denen ist, die mehr als tausend Worte sagen.

Ein weiteres Mal müßte der Kreis weiter gezogen werden. Dieses Jahr des 70. Geburtstages von Ilse war das des 100. Geburtstages der Mutter Lina Mayer-Kulenkampff. Auch der Name der Mutter war ein bekannter Frauenname. Die Mutter

hat den Ausbruch aus der geschlossenen Bremer Bürger-Gesellschaft gewagt und geschafft; als Studentin gehörte sie zu dem Freiburger Kreis um den Historiker Friedrich Meinecke. Später war sie Mitglied der Demokratischen Partei. Bekanntgeworden ist sie als Gründerin und Leiterin von Frauenschulen und ihr Name war nach dem letzten Krieg eng verbunden mit der Victor-Gollancz-Stiftung.

Wenn ich es richtig sehe, gehören hier Mutter und Tochter besonders zusammen, mehr zusammen als oft sonst. Der Vater starb, als Ilse ein Jahr alt war. Lina Mayer-Kulenkampff war also schon früh eine alleinerziehende Mutter, wie man das heute nennt, und die Tochter sagt, die Mutter sei oft in Sorge gewesen, sie erzohe ihr Kind zu viel. Aber sie hat, den Eindruck gewinnt man, die Tochter weniger erzogen als mit sich aufwachsen lassen, sie teilhaben lassen, anstatt sie anzuleiten und formen zu wollen. Daraus ist ein Leben der Fülle und der Weite der Erfahrungen gewachsen, ein Leben, an dem wir auch Anteil haben durften und dürfen.

"Menschliche Dinge kennenzulernen gibt es" - so Ranke - "zwei Wege: Den der Erkenntnis des Einzelnen und den der Abstraktion; der eine ist der Weg der Philosophie, der andere der der Geschichte." Ilse Mayer-Kulenkampff hat den Weg der konkreten Geschichte gewählt.

Nach diesem Gespräch gab es selbstverständlich ein nächstes, nun vor allem darüber, ob nicht manches, was den Älteren durch eine Andeutung bereits verständlich wird, den Jüngeren noch des näheren erklärt werden müsse. Und wie genau man denn die Einzelheiten nehmen müsste, da sie doch in das Gesamtbild gehörten aber nicht alle die gleiche Intensität der Farbkraft hätten. Dabei erinnerte sich Ilse Mayer-Kulenkampff dann an einen Brief und darin an das von dem

Göttinger Historiker Reinhard Wittram überlieferte Wort, das man sich allerdings mit baltischem Zungenschlag vergegenwärtigen muß: "Nur ein ganz langweiliger Mensch erzählt eine Jeschichte jenauso, wie sie jewesen ist." An Themen für weitere Gespräche also mangelt es nicht.

ILSE MAYER-KULENKAMPFF

Einige Gedanken zur Sozialpädagogik im lebensgeschichtlichen Rückblick

Liebe Anwesende!

Ich danke dem Fachbereich 1 Pädagogik und seinem Institut Erziehungswissenschaft 1, daß sie diese Zusammenkunft ermöglicht haben.

Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind,

- vornehmlich aus dem Bereich der Universität, aber auch
- aus einigen der mir verbundenen Gruppen in der Stadt Oldenburg;
- eine davon darf ich besonders nennen, weil sie in meiner Rede vorkommen wird: die Gilde soziale Arbeit.
- In Erinnerung an die, die beim Sozialpraktikum und bei den Erkundungen geholfen haben, begrüße ich treue Mitarbeiterinnen aus der Verwaltung und stellvertretend für alle Praxisstätten besonders die Kollegen aus Bremen für das Projekt "Schulsozialarbeit".

Nun haben vor mir dankenswerter Weise schon zwei Universitätskollegen gesprochen.

Lieber Herr Peters, "geistige Mütterlichkeit", aber auch geistige Väterlichkeit werden in meiner Rede vorkommen, und zwar werde ich Umstände schildern, unter denen sie in einem beschränkten Rahmen bestimmend wirken konnten. Vielleicht ergibt sich nochmal ein Weiterspinnen des Gesprächsfadens. Ich danke Ihnen.

Lieber Herr Raapke! Sie haben sich ein mich betreffendes Thema gewählt. Wie Sie in Ihrer Rede sagten, hatten wir zwischendurch erwogen, hier vor unserem Publikum ein Gespräch zu führen. Wir haben den Gedanken dann schnell wieder fallen gelassen, und so in sich ist Ihre Rede auch sehr schön geworden. Ich danke Ihnen vielmals!

Wenn ich nun auch mit einem lebensgeschichtlichen Rückblick komme, dann könnte das in zweifachem Sinne anmaßend sein. Da ist zunächst das Anmaßende des Subjektiven, des Persönlichen. Daß das nicht zu gewichtig genommen wird, dazu verhalf mir der Herr Korf. Ja, der Herr Korf, die lächerliche Figur, die Erfindung des Christian Morgenstern. Korf also läßt sich in einen Folianten einbinden, und zwar Rücken an Rücken, um selben immer bei sich zu tragen: "so daß er gleichsam flügelbelastet, hinwandelt, oder zu anderen Zeiten in seinen Flügeln blätternd rastet."

Das In-einen-Folianten-Einbinden, das haben Sie, lieber Herr Raapke, gewissermaßen schon besorgt. In den Flügeln blätternd rasten, das wird nun mein Tun in den nächsten Minuten, Viertelstunden sein. Erlauben Sie aber vorher noch einer Ruheständlerin etwas ausgefallene Gedanken, die sonst selten ausgesprochen werden; Gedanken auch, die diejenigen, die noch in einer konkreten Alltagsarbeit gefordert werden, nicht so Herr über sich sein lassen können, wie jemand, der

nicht so eingebunden ist. In der Erschütterung dieser Tage und dieser Zeit frage ich mich: Greift nicht jeder Rückblick zu kurz? - Wie kann ich Ruhe für ihn finden? - Wie ein Maß setzen? Wo doch offensichtlich die Weltentwicklung so maßlose Züge trägt. "Für Resignation ist Anlaß, aber kein Bedarf" las ich neulich in einer Zeitung nach dem gescheiterten Gipfel von Reykjavik. Vielleicht ist dies ein Motto?... auch für die Sozialarbeit und Sozialpädagogik? in die jede soziale Krise besonders hineinschlägt!

Sozialpädagogik gehörte seit Kindheitstagen zu meinem Leben. Aber das erste Flügelblatt, das ich aufschlage - um auf Herrn Korf zurückzukommen - ist nicht das, wo darüber steht "Kindheit". Vielmehr steht darauf: "Pädagogische Hochschule", und: "29. Mai 1965" und "Wolfgang Schulenberg" - ihm sei besonderer Dank. An diesem Nachmittag des 29. Mai 1965 führte mich Herr Schulenberg durch die gerade fertiggestellte, damals "neue" Pädagogische Hochschule zu einem größeren Seminarraum in Bauteil G, wo ich vor damaligen Studentinnen und Studenten "vorsang". Der Grund: Es war gerade in Oldenburg ein Lehrstuhl für Sozialpädagogik neu eingerichtet worden, und der lockte mich. Thema meiner Vorlesung: "Die Sozialpädagogik und der Beruf des Lehrers". Zwei der heute hier anwesenden Kollegen, Herr Dietrich und Herr Freiwald, die der Berufungskommission angehörten, werden sich vielleicht noch daran erinnern.

Ich will nun nicht auf Einzelheiten der Vorlesung näher eingehen. Ich möchte vielmehr sehen, ob sich an einer Stelle eine Thematik herauslösen läßt, die wir später, - lebensgeschichtlich gesagt "früher" - wiederfinden.

"Die Sozialpädagogik und der Beruf des Lehrers": Nach einem Abschnitt der mit "Überschneidungen der Aufgabengebiete" überschrieben ist, komme ich zu der Frage "Was ist eigentlich heute" - also 1965 - "Sozialpädagogik?" ... eine Dauerfrage für uns auch 1986; eine, die auch uns immer wieder gestellt wird. "Als erstes muß festgestellt werden, daß sich die Fachleute über den Begriff und seinen Anwendungsbereich nicht einig sind. Klaus Mollenhauer etwa bezieht in seinem Buch 'Einführung in die Sozialpädagogik'⁽¹⁾ - ein Buch, das 1964 erschien und danach noch viele Auflagen erlebt hat - "nur den erzieherischen Umgang mit Kindern und Jugendlichen in die Betrachtung ein." Während etwa gleichzeitig "Ernst Bornemann und Gustav von Mann-Tiechler in dem 2. Band des Handbuchs 'Praxis der Sozialerziehung im geordneten sozialen Feld' der Sozialpädagogik in Landesplanung, Städtebau, ... Schule, Hochschule, Erwachsenenbildung, Arbeitswelt, Altenhilfe und auf anderen Gebieten Aufgaben zuweisen ⁽¹⁾."

Nun, ich meine, da schimmert zum einen mehr die Sozialpädagogik im engeren Sinne und das andere Mal mehr die Sozialarbeit durch. Auf diese Unterschiede will ich mich jetzt aber nicht einlassen, sondern in Anknüpfung an den Text von 1965 allgemein fragen: Sozialpädagogische Arbeit nur als Erziehungshilfe oder, in bestimmten bürgernahen Poli-

1 Vgl. Klaus Mollenhauer: "Einführung in die Sozialpädagogik", Beltz, Weinheim, 1964

2 Handbuch der Sozialerziehung, Hrsg. von Ernst Bornemann und Gustav v. Mann-Tiechler, Bd. 2 "Praxis der Sozialversicherung - im geordneten sozialen Feld."

tikgebieten wie Landesplanung und Städtebau, auch als politische Mitgestaltung begriffen?

"Nur" Erziehungshilfe - was heißt dieses "Nur"? oder

"auch" politischer Auftrag? Was bedeutet dieses "auch"?

Wir wissen, daß Sozialarbeiter selten zur unmittelbaren Mitgestaltung im politischen Feld herangezogen werden - vielleicht ergeben sich mittelbar hier und da Chancen in der Gemeinwesenarbeit. Vielleicht habe ich mich hier nicht genug umgehört. Von Hoffnung weckenden pädagogischen Augenblicken weiß ich jedoch. Ich behaupte, daß es das in der sozialpädagogischen Wirklichkeit gibt, daß das negative Selbstbild bei Menschen aufgelichtet wird; daß sie tragfähige Beziehungen erleben und zur Freude fähig werden. Sie mögen sagen: Das sind Ausnahmen! Aber: Es gibt sie. Eine typisch weibliche Sicht?

Es mag sein, daß mit meinem ersten Beispiel diese Frage zu bejahen ist. Es schildert eine Begegnung aus dem Jahre 1954. Ich war damals am Bremer Nachbarschaftshaus tätig. Eines Tages besuchten wir mit einer Gruppe Interessierter sozialpädagogische Einrichtungen der Stadt. Wir kamen auch in eine Kindertagesstätte in Bremen-Neustadt. Diese lag inmitten einer Exmittierten-Siedlung. Das Tor zu diesem Wohnblock war bis 1945 jeden Abend geschlossen worden. Die Leiterin erzählte uns von den Kindern und sagte: "Sie werden zum großen Teil später im Gefängnis landen. Aber zuvor sollen sie hier so viel Freude erlebt haben, daß eine Erinnerung daran bleibt, auch wenn sie im Gefängnis sitzen."

Ein typisch weiblicher Rückzug von Kämpfen gegen schlechte soziale Verhältnisse? Aber auch die andere Frage ist zu stellen: Hätte dieselbe Leiterin zehn oder fünfzehn Jahre

vorher - also 1944 oder 1939 - so sprechen können? Hätte sie danach handeln können? Gerade auch sozialpädagogisches Handeln ist zu einem gewichtigen Teil abhängig von allgemeinen politischen Tendenzen. Dies gilt auch für die Zeit, der ich mich nun zuwende.

Ich mache jetzt lebensgeschichtlich einen großen Sprung oder, um im Bilde des in ein Buch eingeschlossenen Korf zu bleiben, ich schlage viele Blätter zurück, Blätter, auf denen Jahre stehen, von denen Sie möglicherweise auch etwas hören möchten. Doch es hat mich gereizt, meine Umwelt zu schildern von 1924 bis etwa 1929. Kurze Jahre, lange Jahre, wenn sie zentral in der Kindheit liegen. Die kurze Blütezeit der Weimarer Republik! - eine besondere Zeit auch für die Verbindung von Sozialpädagogik und Politik, und gerade auch, weil jetzt Frauen politisch mit tätig waren.

1919 erhielten die Frauen in Deutschland das aktive und passive Wahlrecht. 1922 wurde vornehmlich auf Drängen von Frauen aller Parteien das Reichsjugendwohlfahrtsgesetz eingebracht und dann vom Reichstag mit großer Mehrheit verabschiedet.

Wir unterschätzen aus einer leidvollen Erfahrung mit der überfälligen, aber nicht gelingenden Reform dieses Gesetzes die Signalwirkung, die es damals gehabt hat. Zwei Beispiele dafür: Als 1923 meine Mutter in Halle an der Saale die Leitung einer sozialpädagogischen Ausbildungsstätte übernahm, bedeutete ihr das gerade verabschiedete Jugendwohlfahrtsgesetz eine wesentliche Grundlage für eine solide Ausbildung. Diese Wirkung für die damalige Ausbildung hat mir auch Frau Luttmann bestätigt - in ihrem Fall für die Schule in Bremen.

Es wäre interessant, einmal über den politischen Kontext nachzudenken bei den Konsolidierungsbemühungen für die soziale und sozialpädagogische Ausbildung. Stichwort ab 1922: das deutsche Reichsjugendwohlfahrtsgesetz; Stichwort für die 50er und 60er Jahre: die angelsächsische Methodenlehre.

Ich habe eben meine Mutter erwähnt. Ich muß sie hier der Sache nach ins Gespräch bringen, gerade, wenn es um das Thema Politik und Pädagogik geht.

Ich bin während des 1. Weltkrieges, 1916, geboren. 1917 starb mein Vater. 1919, in dem Jahr, in dem zum ersten Mal Frauen in die Parlamente gewählt werden konnten, wurde meine Mutter Stadtverordnete der Demokratischen Partei in Heidelberg. Die anfänglich gute Zusammenarbeit in der Fraktion wurde gestört durch massiven Druck wohlhabender Kreise, als es um die Aufnahme von Flüchtlingen in ihre Häuser ging. Diese Erfahrung wirkte nachhaltig. Sie hatte ihr plötzlich die Augen geöffnet für die Abhängigkeit politischer Entscheidungen von wirtschaftlich potenten Steuerzahlern. Einige Zeit später lehnte sie eine Landtagskandidatur ab. Dazu schreibt sie: "Wahrscheinlich wäre mir das schwerer geworden, wenn ich, ohne durch Zweifel und Skepsis beunruhigt zu sein, mich noch bedingungslos der politischen Parteiarbeit verpflichtet gefühlt hätte."

Ein zu schnelles Zurückstecken?

In bezug auf die grundsätzliche Bejahung der repräsentativen Demokratie kann es dies damals nicht gewesen sein. Nur wurde der eigene Platz dort gesehen, wo im Vorfeld der Parlamente die soziale Demokratie gestärkt werden konnte - etwa 1922/23 durch ein Kursangebot in der Volkshochschule

über das neue Betriebsrätegesetz oder in der Verknüpfung des aktuellen sozialpolitischen Geschehens mit der pädagogischen Alltagsarbeit in der Frauenschule.

Daß in diesen Jahren der neuen Aufgaben für Frauen die Frauen- und Mädchenbildung besonders wichtig war, sollte niemanden verwundern. Aber erstaunlich bleibt doch der Name "Frauenschule" als Bezeichnung der Weimarer Zeit für eine sozialpädagogische Berufsausbildungsstätte für Kindergärtnerinnen, Hortnerinnen und Jugendleiterinnen. Die "Frauenschule" war zunächst zu unterscheiden von der "Sozialen Frauenschule", der Ausbildungsstätte für Fürsorgerinnen. Die Bezeichnung "sozial" ließ hier doch schon eine Vorstellung vom späteren Beruf anklingen. Aber "Frauenschule" ohne jeden Zusatz? Eine Stätte der Mädchenbildung also, wenn auch letztlich orientiert auf einen Beruf, den der Erzieherin. Eine Dreieinigkeit der Ziele war maßgebend: "Ist es doch von entscheidender Wichtigkeit, die heranwachsende weibliche Jugend tüchtig zu machen für die mannigfaltigen und verantwortungsvollen Aufgaben, die ihrer harren, sei's im Dienst der Familie, des Berufs oder des Volksganzen⁽³⁾."

Hier möchte ich einen Gedanken einschieben, der an Herrn Peters Beitrag anknüpft. Daß heute mehr Männer als früher im sozialpädagogischen Berufsfeld arbeiten, halte ich für positiv. Überhaupt halte ich es für wichtig, daß immer mehr Männer, immer mehr Väter sich für das Soziale im eigenen Lebens-

3 Aus dem Bewerbungsschreiben von Lina Mayer-Kulenkampff, 1923; mitgeteilt von Werner Piechocki in "Der neue Weg", Zeitung der CDU, Halle an der Saale, 10. Mai 1986, zum 100. Geburtstag von Lina Mayer-Kulenkampff

kreis wie für das Soziale im weitesten Sinne verantwortlich fühlen.

Ich versprach, Beispiele für geistige Mütterlichkeit, aber auch geistige Väterlichkeit zu geben. Das soll nun für die Jahre 1924 bis 1928/29 geschehen. Es waren die Jahre meiner Schulkindheit in Halle an der Saale. Was ich gleich konkret beschreibe aus dem Bereich der Sozialpädagogik, von dem Einbau in die kommunale Verwaltung einer unter der Leitung eines bedeutenden Oberbürgermeisters schöpferischen Initiativen raumgebenden Stadt, das habe ich als Kind so konkret natürlich nicht gewußt. Aber ich hörte immer wieder den Gesprächen der Menschen zu, die da zusammen arbeiteten, und kannte viele Einrichtungen der Stadt, die jetzt neu entstanden. Um es anders auszudrücken: Die Bedeutung der Kindheit für die politische Sozialisation wird in diesem persönlichen Bereich sichtbar. Das Werden des Aufbaus zu spüren - das war mir selbstverständlich. Ich kannte es kaum anders. Nur als gleichsam exotisch empfand ich die Erschütterung aus dem Untergrund, wenn halb militärische Formationen verschiedener politischer Richtungen in unserer Straße, einer Hauptstraße, an unserem Haus vorbeimarschierten. Schon ab 1930 meldeten sich in Halle die ersten Anzeichen der Auflösung, in die auch das Lebenswerk des "Stadtvaters" und großen Oberbürgermeisters Rive geraten ist. Ich hebe Robert Rive unter anderen deshalb hervor, weil er für mich in seiner Weise zu den Hoffungsfiguren der Weimarer Republik zählt. Denn er war ein Deutschnationaler - aber ... ein konservativer, der auch gegen

die eigenen Standesgenossen Reformen durchsetzte in Fragen der Bodenpolitik, der Gesundheit, der Kultur ⁽⁴⁾.

Zu den stark vom Oberbürgermeister geförderten Unternehmungen gehörte auch die Frauenschule, der später ein Lyzeum und eine zum Abitur führende Frauenoberschule angeschlossen wurde. Die Tochter eines Mitgliedes der ersten Abiturklasse dieser zuletzt genannten Schule sitzt heute unter uns: Frau Wragge-Lange.

Wenn ich einige Zusammenhänge bedenke, aus denen sich die sozialpädagogische Ausbildung in Halle - eine fürsorgerische gab es in der Stadt nicht - dynamisch entwickelte, so waren dies: das Reichsjugendwohlfahrtsgesetz, die Mädchen- und Frauenbildung, und zwar eine reformpädagogisch orientierte, die Jugendbewegung. Das Reichsjugendwohlfahrtsgesetz war damals nicht so eine abgehobene Sache, wie wir es zu lehren pflegen, sondern es war ständig auch eine Sache "in actu". Das heißt, es wurde erprobt durch Gebrauch. Das Reichsjugendwohlfahrtsgesetz ist ein Gesetz zur Begründung von Jugendämtern. Die positiven Umstände in Halle ermöglichten es, daß das neue Jugendamt ein "lebendiges"⁽⁵⁾ wurde. Unter der Leitung einer Frau, Helene Krieger, einer Sozialarbeiterin, wurde die neue Behörde zu dem, was erhofft worden war: nach außen durchsetzungsfähig, nach innen lebendig. Zur Durchsetzungsfähigkeit nach außen: "Es gelang

4 Zu Robert Rive: Richard Robert Rive: "Lebenserinnerungen eines deutschen Oberbürgermeisters." Kohlhammer, Stuttgart, 1960. Schriftenreihe des Vereins zur Pflege Kommunalwissenschaftlicher Aufgaben e. V., Berlin, Bd. 5

5 "Lebendiges Jugendamt" - ein Wunschwort der sozialpädagogischen Reformbewegung

Frau Krieger fast immer, von den maßgeblichen städtischen Stellen die Mittel für ihre Planungen zu erreichen. Zahlreiche Neubauten für Kindergärten und Horte entstanden ⁽⁶⁾. "Ähnlich werden Gelder in den fachgerechten Ausbau des Jugendamtes selbst geflossen sein. Welch eine Möglichkeit auch für neue Arbeitsplätze!

Nach innen lebendiges Jugendamt heißt kreativer Umgang mit dem Instrumentarium des neuen Gesetzes. Es gab sehr viel Fortbildung durch Fach- und Fallbesprechungen und - auf dem sozialpädagogischen Sektor - einen fast täglichen Austausch mit der Leitung der Frauenschule, "wobei die Leiterin des Jugendamtes den Hauptwert auf die sozialen Gesichtspunkte der Kinderfürsorge legte, während die Leiterin der Frauenschule geneigt war, mehr die pädagogische Sicht zu vertreten. Doch tat das dem guten Einverständnis keinen Abbruch, da beide den kindgemäßen freien Lebensformen im Kindergarten und Hort den Vorzug gaben ⁽²⁾."

Es deutet sich eine gewisse, hier wohl produktive Spannung an zwischen sozialer und pädagogischer Arbeit, produktiv auch aus Gründen der Übereinstimmung über die Ziele der Kinderfürsorge. "Kindgemäße freie Lebensformen in pädagogischen Einrichtungen" - eine der Maximen der Reformpädagogik! Der damaligen Jugend gemäße Lebensformen in der Frauenschule, sich speisend aus vielen Angeboten und Anregungen der Jugendbewegung: das ganz bestimmt! Aber auch kindgemäße freie Formen in der Kinderfürsorge? Was

6 Aus den Lebenserinnerungen von Lina Mayer-Kulenkampff

7 ebd

heißt das? Ist dabei auch an Proletarierkinder gedacht? Der Absicht nach bestimmt.

Es fällt auf, daß unter dem Stichwort "Kinderfürsorge" das institutionelle Gebiet der Heimerziehung, in dem viele das Kernstück der Sozialpädagogik sehen, nicht genannt wird, wohl aber Kindergarten und Hort. Das hat Ursachen in den Konzeptionen der Ausbildung, aber auch in Zuständigkeiten. Ein stadtteil eigenes Kinderheim wurde durch Initiative und in Zusammenarbeit von Jugendamt und Frauenschule neu gegründet. Wir können gewiß sein, daß dieses Kinderheim gerade auch im pädagogischen Sinne eine Neugründung sein sollte, schon, weil sie als Praxisstätte für die Schülerinnen der Frauenschule gedacht war.

Dies ist eine der wiederkehrenden Fragestellungen einer liberal aufgefaßten Sozialpädagogik: Bewährt sich das Leitbild eines zu Selbständigkeit und Mitverantwortung frei sich entfaltenden Menschen nur in der Zuwendung zu dem aufgeschlossenen Kind einer bestimmten Kulturschicht? Ist diese Individuation in der Sozialpädagogik überhaupt am Platze?

Mit dieser Formulierung ist gewiß die Bemerkung von den kindgemäßen freien Formen überfrachtet. Aber um mehr freien Spielraum gerade auch für die aus gedrückten Verhältnissen kommenden Kinder ging es. Für diese Kinder da zu sein, und nicht etwa für Bürgerkinder, das war der Sinn der Sozialpädagogik auch im Kindergarten. "Christa Uhl" so heißt es in einem Brief aus Halle aus dem Jahre 1926, den mir Frau Luttmann von der Gilde soziale Arbeit gab, "Christa Uhl hat größtenteils Bürgerkinder und ist deswegen nicht ganz vom Sinn ihrer Arbeit durchdrungen."

In dem selben Brief wird aber auch, von einer anderen Hortnerin, die chaotische Situation in einer Massenbetriebs-Tagesstätte in Halle-Altstadt beschrieben: Beim Freispiel Toben und Schreien, auf dem Spielplatz Streiten und Zanken. "Es geht nur alles mit Drill und Disziplin, um überhaupt fertigzuwerden."

Hier folge ein Einschub und eine Rückbesinnung: Wie hat bloß die vorhin erwähnte Kindertagesstättenleiterin in Bremen es fertiggebracht, für ihre Proletarierkinder eine Atmosphäre der Freude zu schaffen? -

Solche anscheinend chaotischen Situationen unter Kindern, die freie Formen nicht gewohnt sind, und mit überlasteten und verunsicherten Erziehern - solche Situationen sind Vorwand und Beweis für Autoritäten, denen Erziehung zu mehr Freiheit - und noch dazu bei Proletarierkindern - nicht paßte. Die hier anwesenden Mitglieder der Gilde soziale Arbeit werden vielleicht die Broschüre von Gertrud Herrmann über die sozialpädagogische Bewegung der zwanziger Jahre kennen, in der sie besonders für die Fürsorgeerziehung die Kämpfe um diese Erziehung zu mehr Freiheit beschreibt und belegt ⁽⁸⁾.

Um diesen Punkt, Sozialpädagogik als Erziehung von Proletarierkindern, noch eine Gedankendrehung, diese aber um 180 Grad auf einen anderen Standort.

So freudig ich immer in den Frauenschulpark lief, zum Spielen im Park, zur Lesestube, zum Hort, zu den Festen - so merkwürdig fern, unbetretbar, in einem tabuisierten Bezirk

8 Gertrud Herrmann: "Die sozialpädagogische Bewegung der zwanziger Jahre". Beltz, Weinheim, 1956

lag das Volksparkhaus auf der kleinen Anhöhe gegenüber. 1907 hatte sich hier die hallische Arbeiterschaft eine Gast- und Versammlungsstätte gebaut, aus eigener Kraft. Jetzt waren der Volkspark und das Volksparkhaus kommunistisch, wie es hieß. Und doch - von heute aus betrachtet trug es vielleicht auch in der Mitte der zwanziger Jahre neben dem Parteistempel noch den einer Stätte der Selbstorganisation der Arbeiter, als die es 1907 errichtet worden war. Was ist aus dieser, auch andernorts möglichen, Selbstorganisation geworden? Fragen auch zur "politischen Sozialisation" der Kinder: Besuchten nicht nur die Väter und Männer diesen Ort, sondern sonntags auch Familien, deren Kinder und gelegentlich auch die Mütter alltags in die bürgerlichen sozialpädagogischen Einrichtungen der Frauenschule gingen?

Eine Momentaufnahme von damals, von heute aus gesehen: Hier das aus der Stiftung eines reichen Hallenser Bürgers stammende Gebäude der sozialpädagogischen Frauenschule - dort das Gebäude der schon gespaltenen und sich politisch zu Parteien verfestigenden Arbeiterbewegung in einem von der bürgerlichen Welt ausgegrenzten Bezirk.

Entschuldigen Sie, daß meine sinnenden Gedanken Sie auf ein so weites Feld geführt haben! Die Gelegenheit zur

Vergegenwärtigung des Beziehungsgeflechts für Sozialpädagogik besonders in der Weimarer Zeit wird sich mir wohl nicht mehr bieten.

Wie nun den Absprung zu unserem kleinen Fest gewinnen?
Mir fällt das nicht schwer! Ich lade Sie ein zu einer kleinen Erfrischung in die Cafeteria.

Die Autoren

HELGE PETERS (1937)

Dr. sc. pol., Professor für Theorien abweichenden Verhaltens an der Universität Oldenburg.

Studium der Soziologie 1959-1964 in Hamburg, Kiel, Münster.

Diplom-Soziologe 1964; Promotion 1968; Habilitation 1970.

Wissenschaftlicher Assistent von 1964-1970 in Dortmund, Münster, Bielefeld; ord. Professor seit 1972 in Frankfurt, seit 1975 in Oldenburg.

Arbeitsgebiete: Theorien abweichenden Verhaltens und Theorien der Sozialarbeit.

HANS-DIETRICH RAAPKE (1929)

Dr. phil., Professor für Pädagogik und Erwachsenenbildung an der Universität Oldenbrg.

Studium in Göttingen bei Erich Weniger und Helmuth Plessner. An der Universität Göttingen Leiter des Sekretariats für Seminarkurse, der heutigen Zentralstelle für Weiterbildung.

Seit 1965 Professor, zunächst an der Pädagogischen Hochschule, dann Universität Oldenburg.

ILSE MAYER-KULENKAMPFF (1916)

Prof. em. (1981) für Sozialpädagogik, Universität Oldenburg
Studium: Geschichte, Ev. Theologie, Germanistik in Heidelberg, Tübingen, Königsberg, Göttingen; Staatsexamen für das Höhere Lehramt (1941); Promotion über "Luther in der Geschichtsschreibung Rankes" (1943).

Lehrerin und Erzieherin in einem Landerziehungsheim (1943-1946). Zweites Staatsexamen für das Höhere Lehramt - Studienassessorexamen (1947).

Jahresstipendium für das Studium der Gruppenpädagogik in den USA (1948/49); Zweijährige Tätigkeit in der Arbeitsstätte für Gruppenpädagogik, Jugendbildung, Erwachsenenbildung "Haus Schwalbach" (1949-1951). Sozialpädagogische Praxis in Nachbarschaftsheimen und Erziehungsberatungsstellen (1952-1956).

Pädagogische Mitarbeiterin an der Volkshochschule Kassel, Aufbau der Pädagogischen Abteilung und zeitweilige Leitung der Volkshochschule (1956-1965).

1966 Zeitweilige Mitarbeit an dem Deutschen Institut für Internationale Pädagogische Forschung in Frankfurt.

1967 Berufung an die Pädagogische Hochschule Oldenburg auf den Lehrstuhl für Sozialpädagogik; 1974 Professor an der Universität Oldenburg.